



---

## II PAARBEZIEHUNGEN

### 0. Einleitung

Jede/r erschafft sich ihre/seine Identität entlang der Schnittlinie von verschiedenen Gruppenzugehörigkeiten (Familie, Arbeit, Weltanschauung, Religion, Beziehung usw.).

Wenn wir uns die soziokulturellen Faktoren näher anschauen, die uns dazu bewegen, eine Partnerschaft einzugehen als ob das selbstverständlich wäre, kann die Paarbeziehung als eine der wichtigsten Gruppenbeziehungen beschrieben werden. Die Zweierbeziehung ist in unserer Gesellschaft eine Institution. In einer Paarbeziehung schaffen beide PartnerInnen gemeinsam aber auch als Einzelpersonen Normen und Mythen, die das Bestehen der Beziehung garantieren sollen. Normen sind hier Verhaltensweisen denen auch Außenstehende unterworfen sind. Mythen wiederum sind in diesem Kontext Verhaltensweisen, die Einzelne für sich schaffen und annehmen. Sie bieten dem Paar Schutz vor der Außenwelt (Abgrenzung durch Intimität, Absicherung und Schutz gegenüber Außeneinflüssen). Sie dienen auch als Bestätigung der Einmaligkeit der Beziehung („Es kann kein Zufall sein, dass wir im selben Monat geboren wurden und dass unsere Mütter aus derselben Stadt sind!“). Zudem sind „Mythen“ eine Möglichkeit, Erwartungen – oder das Fehlen von Erwartungen – zu beschreiben und zu bestärken. Diese Erwartungen beziehen sich auf beziehungsinterne Faktoren wie die Position des/der Einzelnen in der Beziehung, die Fähigkeit zur Individuation und Trennung, Autonomie und Abhängigkeit sie die Modalitäten der Beziehung wie beispielsweise Distanz und Nähe. Die Normen und Mythen, die schließlich eine Paarbeziehung beschreiben, schaffen wiederum Regeln und Rituale der Zusammengehörigkeit, die diese wiederum beeinflussen.

### 1. Kurzer geschichtlicher Abriss über monogame Zweierbeziehungen

Der Ausdruck „soziale Monogamie“ beschreibt ein bestimmtes Beziehungskonzept: Soziale Monogamie ist eine Paarbeziehung, also eine „Zweisamkeit“, eine wirtschaftliche Gemeinschaft und die PartnerInnen haben eine monogame sexuelle Beziehung. Folglich beruht dieses Konzept einer Zweierbeziehung nicht nur auf sexueller Treue, sondern auch auf

emotionaler und wirtschaftlicher Abhängigkeit und Unterstützung. In Europa werden diese Beziehungen oft auf die gleiche Stufe wie die Ehe gestellt. „Ehe“ meint in diesem Kontext eine rechtlich anerkannte Beziehung. In den meisten europäischen Staaten sind damit auch rechtliche oder steuerliche Privilegien verbunden.

Es ist nicht bekannt, ob die Menschen in der Frühgeschichte in monogamen Zweierbeziehungen lebten oder nicht. Bekannt ist allerdings, dass durch den Einfluss des Christentums in vielen Ländern die heterosexuelle monogame Zweierbeziehung die einzig legale Form von Partnerschaft wurde. Im Mittelalter durften nicht alle Menschen heiraten oder sie konnten sich es nicht leisten, zu heiraten. Nach wie vor ist sehr wenig bekannt darüber, wie diese Menschen ihre Beziehungen gestaltet haben. Da es im Mittelalter nur einen begrenzten Zugang zur Ehe gab, kann angenommen werden, dass es schon hier andere Beziehungsformen neben der Ehe gab.

Nach der großen Pestepidemie 14. Jahrhundert wurden Gesetze eingeführt, die eine Sexualität, die nicht der Fortpflanzung diene, verbot. Damit wurde die Heterosexualität noch mehr als bereits zuvor die einzig erlaubte sexuelle Orientierung.

Bereits 1884 beschrieb Friedrich Engels (1820 – 1895) in seinem Werk „[Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats](#)“ die zwei Hauptfunktionen der monogamen Ehe. Erstens die Sicherheit, dass Eigentum und Besitz in der biologischen Familie verbleiben und zweitens Reduktion der Frauen auf unbezahlte Hausarbeit und Kindererziehung. Die monogame Familie basiert auf der Vormachtstellung des Mannes, und das Hauptziel der Familie ist es, die eigene Blutlinie fortzuführen. (Männliche) Nachkommen sind die „natürlichen“ Erben der Besitztümer ihrer Väter. Demnach hieß Monogamie, dass Frauen sexuell treu zu sein haben, Männer aber sehr wohl die Möglichkeit und Freiheit zu außerehelichem Sex hatten.

Liebe als Grund für eine eheliche Verbindung tauchte Ende 18. und Anfang 19. Jahrhundert auf. [Romantik](#) ist Einfühlungsvermögen, Phantasie und Gefühle und vernachlässigt traditionelle wirtschaftliche und familiäre Gründe für Heirat. Trotzdem blieb als Hauptmotivation einer Ehe die Weitergabe des Erbes an die männlichen Nachkommen. In den patriarchalen Gesellschaften hatten die Frauen aller gesellschaftlichen Schichten nicht die Möglichkeiten, einen für sie gewählten Bräutigam abzulehnen. Mit der Heirat bekam der

Ehemann das Verfügungsrecht über seine Frau und deren Besitz. Adelige Frauen konnten sich entscheiden ihr Leben in einem Kloster zu verbringen, was sie zumindest vor einer unerwünschten Heirat schützte.

Obwohl die sich Vorstellungen von Ehe und monogamen Beziehungen über die Jahrhunderte verändert haben und alternative Beziehungsmodelle sichtbar und lebbarer wurden, habe die Vereinten Nationen 1979 soziale Monogamie als die bevorzugte Beziehungsform statuiert: „Das afrikanischen Frauenrechtsprotokoll ist das einzige Menschenrechtsdokument, das besagt, dass die monogamen Ehe die ‚bevorzugte Beziehungsform‘ ist. Es ist auch das einzige, das der Witwe das Sorgerecht für die Kinder, das Erbrecht und das Recht auf Wiederverheiratung zuspricht.“ (Konvention zur Beseitigung jeder Diskriminierung der Frau – [CEDAW](#); von der UN-Hauptversammlung 1979 angenommen). Diese Entscheidung wird damit begründet, dass nur eine monogamen Ehe Frauen und Männer die gleichen Rechte ermöglicht, da in polygamen Beziehungen nur die Männer das Recht auf mehrere Ehefrauen haben.

## **2. Auswirkung auf lesbische Partnerschaften – Europäische Sicht**

Gleichgeschlechtliche Partnerschaften haben sich geschichtlich am Konzept der heterosexuellen Ehe orientiert, obwohl diese Beziehungen keine rechtliche Anerkennung und Absicherung genossen. Seit in der Romantik Liebe als Motivation für das Eingehen von Beziehungen eine große Bedeutung erhielt, spielt das Konzept der „romantischen Liebe“ auch eine wichtige Rolle für die Gestaltung von lesbischen Beziehungen.

Grundsätzlich kann angenommen werden, dass die meisten gleichgeschlechtlichen Paare in Europa in einer monogamen Zweierbeziehung leben und damit in einer vergleichbaren Situation wie heterosexuelle Paare sind. Dennoch steigt heutzutage zweifelsohne die Vielfalt der Beziehungsformen, von lebenslanger monogamer Partnerschaft über so genannte „seriell-monogame“ Beziehungen zu polygamen und polyamourösen Beziehungskonstrukten. Gleichzeitig steigt die Scheidungsrate bei heterosexuellen Paaren beträchtlich.

So betrug die Scheidungsrate 2006 in Wien 60 %; in Tschechien liegt die Scheidungsrate bei ca. 50 % und die durchschnittliche Dauer einer Ehe ist 14 Jahre. Seit in Spanien 2005 ein neues Scheidungsrecht in Kraft trat stieg die Rate auf 75 %. Spanien hat 1980 als einer der letzten Staaten in Europa das Scheidungsrecht eingeführt. Laut eines Berichts des Instituts für Familienpolitik ist Spanien mit 141.817 Scheidungen im Jahr 2006 das Land mit der höchsten Scheidungsrate innerhalb der EU.

Daten über die Auflösung von Eingetragenen Partnerschaften sind noch sehr mangelhaft und bei der Interpretation dieser Daten ist auf die Geschlechterverteilung Rücksicht zu nehmen, so beträgt in Schweden der Anteil von schwulen Paaren 62 % aller Eingetragenen Partnerschaften. Laut dem Bericht von [IMAPP](#) (Institute for Marriage and Public Policy) mit Daten aus 2004 liegen die Trennungsraten bei Eingetragenen Partnerschaften ebenfalls sehr hoch. Schwule Paare trennen sich innerhalb der ersten acht Jahre um 50 % häufiger als heterosexuelle Paare, Lesben sogar um 167 % häufiger. Laut Statistik der Niederländischen Regierung wiederum ist die Scheidungsrate von heterosexuellen und homosexuellen Paaren beinahe ident.

Das Konzept der romantischen Liebe scheint also weniger auf Dauer ausgerichtet und weniger verbindlich zu sein als die ökonomisch motivierten Beziehungen. Aus diesem Grund sinkt auch die durchschnittliche Dauer von Beziehungen bzw. Ehen. Die Menschen stellen trotzdem nicht die Beziehungsform der monogamen Zweierbeziehung in Frage, sondern leben mehrere dieser Beziehungen in Serie.

Diese Tradition der monogamen Paarbeziehung wirkt sich auch auf die Gestaltung von lesbischen Beziehungen aus. Da keine anderen Beziehungsformen gefördert oder rechtlich anerkannt werden, treten viele LGBT-Organisationen im Sinne der Gleichbehandlung und Antidiskriminierung für Eingetragene Partnerschaften mit ähnlichen Rechten wie die Ehe oder die Öffnung der Ehe auch für gleichgeschlechtliche Paare ein. Einige Organisationen, Einzelpersonen oder Parteien beharren allerdings auch auf die rechtliche Anerkennung anderer Beziehungskonstrukte, welche z. B. auch mehr als zwei Personen oder Wahlfamilien umfassen könnten.

## **2.1 Wünsche und Hoffnungen an die Partnerin**

Teil eines Paares zu sein ist sozial anerkannter und wird positiver bewertet als als Single zu leben. In sozial und wirtschaftlich monogamen Beziehungen haben die Partnerinnen die sozialen, emotionalen, sexuellen und wirtschaftlichen Bedürfnisse zu erfüllen. Neben dem traditionellen Konzept der Monogamie spielt Homophobie eine wesentliche Rolle für die Gestaltung einer lesbischen Partnerschaft. Viele Lesben leben nach wie vor nicht offen, daher ist die Partnerschaft der einzige Ort, wo sie ihr wahres „Ich“ zeigen können. Aber auch offen lebende Lesben sehen ihre Beziehung oft als Ort, wo sie sich vor Homophobie und Diskriminierung sicher fühlen können.

*Geschlechtsspezifische Erwartungen* spielen ebenfalls eine wichtige Rolle in der Gestaltung der Beziehung: Frauen gelten als fürsorglich, liebevoll und selbstlos. Frauen teilen dieses gesellschaftliche Bild von Frauen – auch wenn sie diese für sich selbst zurückweisen. Zudem wird die vermeintliche gleiche Sozialisation als Aspekt von Nähe betrachtet. Deshalb erwarten einige lesbische Frauen von ihren Partnerinnen, dass sie einfühlsam, empathisch und selbstlos sind, weil sie vermeintlich die gleiche Sozialisation erfahren haben. Unterschiede werden ausgeblendet, um die Nähe aufrecht zu erhalten. Diese hohen Erwartungen können zu Frustration und Ärger führen, wenn sie nicht erfüllt werden. Konflikte um diese Nähe wieder herzustellen können zunehmen.

Wenn Unterschiede nicht akzeptiert, Ängste nicht angesprochen und diese alles verstehende Nähe nicht wiederhergestellt wird, kann dies zum Ausbruch von Gewalt führen. Die Partnerin wird symbolisch oder physisch zerstört. Die Entscheidung, eine gewalttätige Partnerin zu verlassen wird oft dadurch erschwert, dass die Vorstellung ohne Partnerschaft zu leben als noch schlimmer empfunden wird,

## **2.2 Intimität**

Wie in der Einleitung beschrieben, unterliegen (Zweier)Beziehungen gesellschaftlichen und sozialen Wertvorstellungen. In diesem System haben Paare nur beschränkte Möglichkeiten, diese Normen zu verändern oder abzulehnen. Trotzdem entwickeln Partnerinnen – sowohl als Einzelperson als auch als Paar – eigne Regeln (innere Regeln), die ihre Partnerschaft festigen sollen. Einerseits sollen diese Regeln eine klare Abgrenzung zwischen dem Paar („wir“) und der Gesellschaft („die anderen“) schaffen, andererseits sollen diese „inneren Regeln“ die Einzigartigkeit der Beziehung statuieren. Sie basieren auf den Erwartungen an die Funktion einer Beziehung z. B. Beziehung als Ort von Autonomie und Abhängigkeit, von Nähe und Distanz, von Individuation und Trennung.

Intimität hängt mit Nähe, Individualisierung und Trennung, Autonomie und Abhängigkeit zusammen. Das heißt emotionale Nähe, die Empathie für die andere erfordert. Laut Wikipedia ist [Intimität](#) „sowohl die Fähigkeit als auch die Chance nahe, liebend und angreifbar zu sein“. [*Wir greifen hier auf die englische Seite zurück, da die deutsche nicht zitierwürdig ist; 9.5.2008*]

Intimität heißt, sich mit jemand anderem zu teilen. Die Unmöglichkeit sich selbst von der anderen abzugrenzen ist eine Form der Symbiose. Gleichgeschlechtliche Paare, besonders lesbische Paare scheinen mehr zu symbiotischen Beziehungen zu neigen. Wegen derselben

Geschlechtszugehörigkeit kann eine Partnerin annehmen, dass die andere dieselbe Sozialisation hat, ihre Menstruation gleich erlebt und auch denselben Umgang mit der heteronormativen, sexistischen Umwelt hat. Auch geschlechtsspezifische Erwartungen an eine Partnerin können eine wichtige Rolle spielen, teilen Frauen doch die gesellschaftliche erwarteten Normen von Weiblichkeit und so wird auch weibliches Verhalten und ein „weiblicher“ Charakter von der Partnerin erwartet.

Unterschiedlichkeiten von Frauen auf Grund von Ethnie, Klassenzugehörigkeit, Fähigkeiten, Religion usw. werden ausgeblendet oder sogar abgelehnt. Den feministischen Theorien des letzten Jahrhunderts zufolge ist Geschlecht der Knackpunkt der hierarchischen Organisationen. Lange Zeit galten Frauen als kollektive Subjekte, die eine gemeinsame Unterdrückung auf Grund ihres Geschlechts teilen. Das hatte die Entwicklung eines kollektiven „Wir“ zur Folge. In den 90iger Jahren des letzten Jahrhunderts wurde dieses Selbstbild immer mehr in Frage gestellt. Die Kritikerinnen befanden, dieses Bild zeige nur weiße, nicht-behinderte Frauen aus der Mittelschicht. Besonders die Bewegung von schwarzen Frauen in den Vereinigten Staaten forderten neue Sichtweisen, die die Vielfältigkeit der Frauen und die Verschiedenheit ihrer Lebensumstände mit einbeziehen. Diese Diskussionen haben sich auch auf die Europäische Frauenbewegung ausgewirkt.

Das Selbstbild von Frauen als kollektive Subjekte und die sichtbare biologische Gleichheit kann die Überschreitung der Grenze zwischen Intimität und Symbiose in lesbischen Beziehungen fördern. Wenn das Paar Unterschiede nicht akzeptieren und bis zu einem gewissen Grad wertschätzen lernt, kann die symbiotische Beziehung eine Quelle von Frustration, Enttäuschung, Ärger und auch Gewalt werden. Wenn zusätzlich geschlechtsspezifische Erwartungen wie Fürsorge, liebevoller Umgang oder Selbstlosigkeit nicht erfüllt werden, kann dies zu einer gewalttätigen Dynamik beitragen.